

Maud im Unterhaus

Von Grete Livius

Maud Mason ist ein kleines Mädchen von zwölf Jahren. Es hat lange blonde Locken, die ihr die Mutter durchaus nicht zu kurzer Pagenfrisur abschneiden will. Mauds Mama, eine Witwe, liebt diese Locken zärtlich. Sie haben die gleiche Farbe wie das Haar ihres John, der vor drei Jahren an einem Augenleiden, gebolt im Krieg, starb. Auch die blauen Augen hat Maud von ihrem Vater, die zarte, ein bißchen mit Sommerprossen durchstufte Haut. Doch im Gegensatz zu ihrem schmalen, kleinen, fast etwas gebrechlicher Körper, steht des Mädchens heller, lebhafter Geist. „Sie ist ein Kobold“, behauptet die Mutter mit Stolz.

Die beiden leben in Manchester. Eine graue rauchige Stadt. Der Rauch ersticht den Wind der nahen Irischen See. Textilfabriken, Stahl- und Eisenwerke, umliegende Kohlengruben machen die Luft so schlecht. Hätte John wo anders leben können als hier, denkt die Witwe oft, wer weiß, vielleicht gäbe es ihn dann heute noch. John konnte jedoch nicht fort. Bis zum letzten Augenblick arbeitete er in der Textilfabrik. Jetzt bezieht Mauds Mutter eine kleine Rente. Sehr bescheiden. Immerhin besser als nichts.

Mrs. Mason ist sehr sparsam. Sie versteht mit dem wenigen Unmögliches möglich zu machen. So besucht Maud z. B. die beste Schule der Stadt. Dafür hungert die Mutter. Aber es fällt ihr nicht schwer. Maud geht immer nett angezogen, erhält Milch und Obst. Sonntags fahren die beiden aus der Stadt hinaus, manchmal mit der Tram, manchmal auch mit der Eisenbahn und gehen in den kleinen papierdünnen Wäldern spazieren. Auch am Meer war Maud schon einmal. Bei Verwandten des verstorbenen Vaters. Maud spricht noch immer davon begeistert, ihre lebendige eigenwillige Phantasie malt das Erlebnis des Gesehenen und Gehörten tausendmal großartiger aus, als es in Wirklichkeit war.

Jetzt gerade wieder erinnert sie sich daran. An der Schule hat ihnen der Lehrer die Aufgabe erteilt, über eine Ferientage zu schreiben. Und Maud erzählt nun mit glühender Begeisterung von den Ferien an der See. „England ist das schönste Land der Welt“, kriecht ihre kleine Hand in das blaue Heft. Damit schließt Maud den Aufsatz, gibt ihn am nächsten Tag dem Klassenlehrer Mr. Smith.

Mr. Smith prüft nach Schluß der Aufsätze seiner Schülerinnen. Eines der letzten Hefte, das er ergreift, ist jenes von Maud Mason. Entzückt liest Mr. Smith immer wieder und wieder den Satz: England ist das schönste Land der Welt! Was für ein Kind, diese kleine Maud. Wie stark ihm sich heute schon das Nationalgefühl ausprägt. Mr. Smith ist Nationalist durch und durch. Er gehört der englisch-faschistischen Partei des Sir Oswald Mosley an, die Herrn Hitler in allem und jedem zu kopieren sucht. Mr. Smith treibt Sport, angelt, rudert, bogt und spielt Fußball. Es hat röthliches Haar und wasserhelle Augen.

Uebertrieben geschickt wirkt er nicht. Was ihm an Intelligenz fehlt, versucht er durch persönliche Schmeichelei zu ersetzen. An Stelle des Geistes tritt die Kraftmeierei. Es scheint ihm dies auch wesentlich notwendiger für die kriegerische Auseinandersetzung, die nach seiner Ueberzeugung bald kommen muß, und in der es darum gehen wird, den Gedanken des völkerverbindenden internationalen Marxismus auszurotten. Mr. Smith haßt die Not. Er sieht in ihnen das Unglück der Welt. Und darum haßt er auch den Direktor seiner Schule, Mr. Barry, einen fortschrittlichen, freiheitsliebenden Mann, in allem das Gegenteil von Mr. Smith. Smith kann an Barry nicht denken, ohne sich vor Wut auf die Lippen zu beißen.

Die Tür zum Klassenzimmer wird geöffnet. „Noch hier, Mr. Smith?“ — „Natürlich, Herr Direktor. Ich habe zu tun. Ich korrigiere Aufsätze meiner Klasse.“ Barry mag den Smith ebensowenig wie dieser ihn. Aber er bemüht sich trotzdem, sachlich und korrekt zu bleiben. Tritt näher heran. „Sind Sie mit den Leistungen Ihrer Schülerinnen zufrieden?“ In Mr. Smiths kleinen wässrigen Augen funkelt es böse auf. „Ja. Diesmal besonders. Maud Mason hat eine Arbeit geliefert, die alle meine Erwartungen übersteigt. Sie beglückt mich geradezu.“ Der Direktor sah nur die Begeisterung auf dem Gesicht des Lehrers. Nicht das böse Funkeln seiner Augen. „Es freut mich sehr, daß gerade die kleine Maud Mason so gut vorwärtskommt. Ihre Mutter ist Witwe und bringt die schwersten persönlichen Opfer, um das Kind unsere Schule besuchen zu lassen. Wollen Sie mir, bitte, den Aufsatz zeigen?“ Smith hatte nur darauf gewartet. „Natürlich, Herr Direktor, selbstverständlich, sehr gern.“ Und er reichte dem anderen das Heft.

Mr. Barry, der Direktor des Mädchen-Phyzioms von Manchester, war, obwohl ein echter Engländer, dennoch ein Gegner übertriebener Formalitäten. Sein Lebensstil war äußerst schlicht, und auch jetzt hatte die Bewegung, mit der er sich halb auf eine Schulbank setzte und das eine Bein in der Luft baummeln ließ, etwas Jungenhaft-Burschikoses an sich. Mr. Smith konnte es nicht sehen, ohne daß ihm jeder Nerb weh tat. „Dieser Kerl ist mir zuwider bis auf die Knochen“, dachte er. Inzwischen, die freundlichen Gedanken des Lehrers nicht ahnend, las der Direktor den Aufsatz der zwölfjährigen Maud Mason. Er fand ihn frisch geschrieben, einfach und naiv. Dann aber kam der letzte Satz: „England ist das schönste Land der Welt.“

Mr. Barry runzelte die Stirn. Sah auf. Sein Gesicht war jetzt ernst. Es konnte sich mitunter überraschend schnell verändern. Konnte in dem einen Augenblick, hell, fröhlich, in dem anderen streng, hart, entschlossen sein. „An sich, lieber Mr. Smith“, — seine Stimme klang jetzt kühl, sachlich — „habe ich nichts gegen die Arbeit der Schülerin Maud Mason einzuwenden. Der Aufsatz ist sehr nett und lebendig ab-

gefaßt. Nur der letzte Satz gefällt mir nicht: „England ist das schönste Land der Welt.“ Dies scheint mir denn doch übertrieben.“ Er lächelte. „Ich kann mir wirklich etwas Schöneres vorstellen als unsere nebelbedeckte Insel und unser rauchgeschwärtztes Manchester. Wenn ich an Italien denke, an die Schweiz, den blauen Himmel und die schneebedeckten Berge, nun, da klingt doch die Behauptung der kleinen Maud reichlich übertrieben. Das Kind hat es gewiß gut gemeint und sich nichts Böses dabei gedacht. Es kennt ja auch nichts anderes als das Stück Meer, von dem es hier so schwärmerisch erzählt. Der Erzieher aber hat die Pflicht, solche Illusionen, die leicht zu späterer chauvinistischer Einstellung führen können, schnell und restlos zu zerflören. In diesem Sinn bitte ich Sie, mit Maud Mason zu sprechen.“ Der Direktor sah den Lehrer erwartungsvoll an.

„Das werde ich nicht tun“, antwortete Mr. Smith leise, aber bestimmt. Mr. Barry nahm — dies tat er immer, wenn er enttäuscht war, die Brille mit einem Ruck ab. „Was soll das heißen?“ fragte er scharf. „Nichts“, antwortete Smith gleichmütig. „Nur, daß ich so, wie Sie es wünschen, mit meiner Schülerin nicht reden will. Im Gegenteil: Ich werde ihr vor der gesamten Klasse ein Lob für ihre nationale Gesinnung erteilen, die nach meiner Auffassung — jetzt, jetzt konnte er es dem Verhassten endlich geben — die Gesinnung jedes anständigen Engländer sein sollte.“ Mr. Barry, der Direktor, antwortete nichts. Drehte sich um, ging mit schwerem Schritt aus dem Klassenzimmer. Der Lehrer Smith sah ihm triumphierend nach. Er fühlte sich als Sieger.

Am gleichen Abend fand in Manchester eine Sitzung der Ortsgruppe von Sir Oswald Mosleys faschistischer Partei statt. Voll John und Spott berichtete Mr. Smith dabei über den Fall Maud Mason und über die Auseinandersetzung, die er deswegen mit seinem Direktor gehabt hatte. Einmütig beschloß die gesamte Ortsgruppe, diesen „Fall“ groß aufzusehen. Man fandte einen ausführlichen Bericht an Mosley, der wiederum trug die Angelegenheit im Unterhaus vor. Die Konservativen stellten sich auf seine Seite. Es gab eine erregte Debatte. Die Tories verlangten gemeinsam mit den Faschisten, daß Schuldirektoren wie Barry, „die die Seelen der Kinder international vergiften, entlassen werden. Für jedes englische Kind in f f e England das schönste Land der Welt sein.“ „Wohin kämen wir?“ rief einer der Herren mit dem Zylinderhut pathetisch, wenn ein englischer Boy, ein englisches Girl fremde Erde schöner fände als die eigene Heimat?“ Der Zylinderhut wadelte ihm dabei vor gut gespielter Erregung auf dem Kopf. „Rieft daraus die politische Konsequenz!“ brüllte es am Abend mit großen Lettern aus Lord Rothermeres literfreundlicher „Daily Mail“. „Kämpft gegen den internationalen marxistischen Geist, der hier schon in der Seele des Kindes Unheil stiften will.“ Gemäßigter verhielten sich die „Times“.

Sie begnügten sich mit der Wiedergabe des stenographischen Parlaments-Berichtes. „Daily Herald“ verteidigte den Direktor Parry. In der Öffentlichkeit wurde der „Fall Maud Mason“ leidenschaftlich debattiert. Die kühlen Engländer, wenn sie sich einmal erhitzen, nehmen es mit dem feurigsten Menschenhagel auf.

Nur einer denkt, daß sich aus Maud Masons Sache noch etwas anderes heraus schlagen läßt als politisches Propagandamaterial. Nämlich — Geld. Das ist Grant Patterson, Reporter bei der „Daily Mail“. Ein junger, blonder Mann, ohne Gefinnung und mit großer Vorliebe für Whisky. Für alten schottischen Whisky. Er wird das Kennen machen. Er wird Maud Mason interviewen, er wird sie photographieren, er wird sich den Schulaufsatz zur Veröffentlichung geben lassen, Ah was — er wird am besten die ganze Maud Mason zusammenpacken und nach London ins Unterhaus bringen. Da gibt es Spefen, da gibt es Extra-Donorare, da gibt es Vorzüge, und da gibt es vor allem wieder eine Gelegenheit, sich für geraume Zeit mit Whisky einzudecken. Und vielleicht — dies denkt Grant Patterson schon im Pullman-Bus, der ihn auf schnellstem Wege mitten in dunkler Nacht nach Manchester bringt — kann man auch Lilian, der neuen kleinen Revue-Tänzerin, das gewünschte Armband schenken. Vielleicht läuft sie ihm dann nicht so schnell fort wie seinem Freund Robert. Und Grant Patterson schläft unter hoffnungsvollem Gähnen ein.

Die Adresse von Maud Mason und ihrer Mutter hat der „Daily-Mail“-Reporter sich schnell verschafft. Er tritt in eine winzige Wohnung — die Armseligkeit darin wird von Sauberkeit überglänzt — alles ist genau so, wie Patterson es sich vorgestellt hat. Da sitzt Mrs. Mason, dürrig gekleidet, das Gesicht sorgenvoll gefaltet und ist sehr erstaunt über das, was ihr der fremde Herr berichtet. Sie liebt, seit John tot ist, keine Zeitungen mehr, sie kann sich das nicht leisten, sie lebt sehr zurückgezogen, nicht im geringsten weiß sie von dem Aufsehen, das die Schularbeit ihres kleinen Mädchens in ganz England erregt hat. Reporter Patterson trifft den richtigen Ton. „Ihr Töchterchen“, ruft er begeistert, „wird in die Geschichte Englands als nationale Heldin eingehen. Auf ihre Art eine zweite Jungfrau von Orléans. Sie verkörpert den wahrhaft-großen nationalen Geist unseres ruhmreichen Old-Englands“. Dann, nüchtern: „Fahren Sie noch heute in meiner Begleitung mit Maud nach London. Alle Auslagen übernehme ich. Alle Spefen werden Ihnen eristet. Hier sind zehn Pfund Vorzuschuß.“ Ueber-rumpelt, halb betäubt von Pattersons Redeschwall, sagt die hilflose Mrs. Mason „ja“. Veranlagt läuft der Reporter zum Telefon, verlangt ein Mitsprachewort — coûte qui coûte — und teilt seiner Redaktion triumphierend mit, daß er noch heute abends mit Maud Mason und ihrer Mutter auf Viktoria Station eintreffe. Man solle inzwischen in London den Empfang „organisieren“ und ein Extrablatt herausgeben, welches das Ereignis ankündigt.

Maud Mason, 12 Jahre alt, ein aartes kleines Mädchen mit blonden Locken, wird auf Viktoria-Station in London empfangen wie eine Alimdiva. Maud reibt sich die Augen. Es ist schon spät. Sie ist müde von der langen Fahrt. Und sie begreift nicht recht, was das alles bedeutet: Herren mit Zylinder, die feierlich auf sie eintreten und sie begrüßen als „nationale Heldin, die tapfer gegen einen internationalen Marxisen gekämpft hat“. Männer mit schwarzen Hemden, die den Arm ausstrecken, als sie über den Bahnsteig geht. Musik-papellen, militärische Verbände, Fahnen, Kino-

apparate. Plötzlich stürmen Leute heran. Eine Gegendemonstration. Polizei greift ein. Alles endet mit einer großen Prügelei, und nicht viel fehlt daran, so bekommen Maud und ihre Mutter auch noch etwas davon ab. Froh sind sie, als sie endlich im Hotel landen. Aber auch dort haben die beiden noch keine Ruhe. Photographen, Reporter belagern förmlich das Vorzimmer, und es ist spät, viel zu spät für ein mildes kleines Mädchen, als Maud endlich schlafen gehen kann.

Am nächsten Morgen beginnt der Nummel von neuem. Feierlich werden Maud und die Mama von einer Abordnung konservativer Parlamentarier zu Fuß durch Londons belebteste Straßen ins Unterhaus geleitet. Es gibt Verkehrsstodungen, erregte Diskussionen, Prügeleien wie am Abend vorher. In der Wandelhalle des Parlaments empfangen beide, Mutter und Tochter, zahllose Händedrüde jener Herren, die Zylinder auf ihren hohlen Köpfen tragen. Maud muß stundenlange Reden, deren Inhalt sie nicht versteht, über ihren Schulaufsatz mitanhören. Erbarmungslos geht man mit ihr um. Da dieses Kind ja all denen, die es ausnützen, höchst, aber auch höchst gleichgültig ist. Maud wird herumgereicht, wie eine Sache, wie ein lebloser Gegenstand. Hohngelächter er-

tönt von den Bänken der Linken, als die Kleine inmitten faschistischer und konservativer Parlamentarier den Saal des Unterhauses betritt. „Gewissenlose Sensationshascher“ rufen die Vertreter der englischen Arbeiterschaft, „See-lenbergifter, Marxisenpad“, tönt es von der Rechten zurüd.

Mrs. Mason, die dies alles mit ansah und anhörte, packte Angst. Sie blickte auf ihr kleines Mädchen, wie es blaß war und kaum noch auf den Füßen stehen konnte. Blitzschnell überzählte die Mutter in Gedanken ihre Varschaft. Es langte gerade noch für die Heimreise. In einem Augenblick, als Rechte und Linke sich gerade herzhaft raufen wollten, packte Mrs. Mason Maud an der Hand und zog sie rasch mit sich. Fuhr zum Bahnhof und mit dem nächsten Zug heim nach Manchester. Die kleine Maud sieberte und zitterte vor Aufregung. Auch noch, als sie schon in ihrem friedlichen weißen Bett lag. „Mammy“, sagte sie, bevor sie endlich einschloß, „und England ist doch das schönste Land der Welt. Nur, Mammy, weißt du, die Herren mit den Zylinderhüten und die Männer mit den schwarzen Hemden, die gefallen mir ganz und gar nicht“.

Lebendigbegrabenwerden der Fakire

Von Zahra Bey

Die Fakire sind im Orient die Männer, die ihr ruhiges Leben aufgeben, auf die Gründung eines eigenen Heims verzichten, um sich der Verbreitung wesentlicher Wahrheiten über die geheimen Wissenschaften zu widmen, genau so, wie die katholischen und protestantischen Missionare ihren Glauben lehren und verbreiten.

Ich will mich an dieser Stelle insbesondere mit dem Lebendigbegrabenwerden der Fakire beschäftigen. Wir Fakire rufen in unserem Körper einen Stillstand der lebenswichtigen Funktionen hervor, sowohl der Atmungsorgane wie auch der Blutzirkulation, so daß die empfindungsfähigen Nervenzentren unempfindlich gemacht werden. Aber bevor diese Erscheinungen verursacht werden, bestimmen wir die genaue Stunde, in der wir automatisch unser Bewußtsein zurückerlangen und unsere Atmungstätigkeit wieder aufnehmen.

Zuerst sei bemerkt, daß dieses Phänomen der Autosuggestion im Bereich jedes Menschen liegt und daß viele Personen diese Methoden anwenden, ohne sich dessen bewußt zu sein. Vor dem Einschlafen am Abend sagt man sich: Morgen habe ich zu arbeiten und ich muß genau um die und die Zeit aufwachen, auch wenn ich keinen Weder zur Verfügung habe. Das ist nichts anderes als „Autosuggestion“. Und weil dieses System Erfolg hat, findet man es ganz natürlich, ohne weiter darüber nachzudenken. In Wirklichkeit aber ist die automatische Arbeit während des Schlafs ein großes Mysterium. Wie kommt es, daß du schläfst und gleichzeitig dein Gehirn denkt und weiß, wieviel Uhr es ist? Man muß doch wohl annehmen, daß das Unterbewußtsein niemals schläft. Ein Beweis hierfür liegt in der Tatsache, daß die Nachtwandler ihre Intelligenz zum Ausdruck bringen, ohne bei Bewußtsein zu sein und ohne sich der Vorgänge in diesem Zustand später zu erinnern. Hin und wieder weiß man am Morgen noch, was man geträumt hat, aber niemals erinnert sich ein Nachtwandler seiner nächsten Handlungen, die häufig gewagter und intelligenter sind als sein Tun und Lassen im wachen Zustand.

Wenn man hieran denkt, wird man auch verstehen, warum der Fakir aus seinem Grabes schlaf zu vorher bestimmter Stunde wieder erwacht.

Eine andere Frage ist, warum sie ohne zu atmen leben können. Wir kennen übrigens aus der Tierwelt ähnliche Erscheinungen. Der Krokodil, der an der Luft so schnell mit seinem ganzen Hals atmet, bleibt vier und fünf Stunden unter Wasser unbeweglich erstarrt, die Augen nicht durch die Lider, sondern durch eine besondere Haut geschlossen, die den Pupillen Schutz vor der längeren Verührung mit dem Wasser gewährt. Die Wasserschildkröte saugt an Land die Luft mit tiefen Zügen und vorgestrecktem Hals ein. Nach Belieben kann sie lang Stunden unter Wasser zubringen. Zwingt man sie aber ins Wasser, wenn sie nicht dazu aufgeleget ist, so erstickt sie und stirbt. Wenn sie sich selbst richtig dazu vorbereiten kann, geht alles gut. Die Wasserratte besitzt die gleichen Eigenschaften. Von Murmeltieren, Krokodilen u. a. mehr, die monatelang ein verlangsamtes Lebenstempo durchführen, erhält man die Erklärung für den Scheintod der Fakire. Diese Tierarten bleiben entweder in der Luft oder unter einer dünnen Erdschicht und stellen ihre Atemtätigkeit vorübergehend ein. Man könnte annehmen, daß sie durch die Haut atmen.

Für Scheintodexperimente von längerer Dauer ist es unerlässlich, daß der Körper vor Sauerstoff geschützt wird. Es gibt bei uns Spezialisten, die den ganzen Körper in Platten von weichem Wachs einhüllen, sobald er nach Einstellung der Atmung seine Wärme verloren hat.

Hier wirft sich eine Frage auf. Wie kommt es, daß unter diesen Umständen Mikroben und andere Lebewesen, die ohne Sauerstoff existieren können, wie z. B. Knochenfraß und Fäulnis, nicht in Tätigkeit treten und den Körper zur Verwesung bringen? Für dieses Naturgeheimnis liefern vielleicht die Erfahrungen eine Erklärung, die man mit magnetischem Streichen bei Pflanzen und Tieren gemacht hat, wo eine gewisse Mumienbildung hervorgerufen wurde.

Die Glocke der Freiheit

Ein aktuelles Märchen von Heinrich Lämmlein

Es war einmal ein kleines Volk, das seine Freiheit über alles liebte. Aber der Wohlstand machte es übermütig und uneinig. Da kamen fremde Vögte ins Land, unterwarfen das Volk und erbauten als sichtbares Zeichen ihrer Macht eine Zwingsburg auf der Höhe des Berges. Einige Zeit murkte das Volk, dann beugte es sich unter das Joch. Da wurden die Herren übermütig, sie beschloffen, das Volk in seinem Elend zu verhöhnern und ritten von ihrer Burg hinab ins Tal. Vor der Hütte des Glodengiebers verließen sie die schäumenden Roffe, und als der Alte aus der Tür trat, um nach ihren Wünschen zu fragen, befahlen sie ihm, eine Glocke zu gießen, deren Klang von der Höhe des Turmes ihrer Burg über das ganze Land hinstimme, das Volk am Morgen, Mittag und Abend daran erinnernd, daß sie die Herren sind im Lande.

Jornig machte sich der Alte ans Werk, goß in die Glocke alles Leid und reine heilige Empörung. Hinweinen sollten ihre Klänge über das Land, tief in die Seelen der Menschen greifen, ihnen das eigene Leid ins Bewußtsein rufen; donnernd sollten sie dann hinschallen bis in den letzten Winkel, Empörung entfachend auch in mullosen Herzen, zur Einigkeit mahnen und so den Weg in die Freiheit zeigen. Und das Werk des Alten gelang.

Als die Glocke zum erstenmal geläutet wurde, horchten die Menschen im Lande auf. Alles Leid, das sie erduldet hatten, steilte sich in ihnen empor, wurde übermächtig, daß sie ihre Hütten verließen, um beim Nachbarn Trost zu suchen. In Gruppen standen sie auf den Straßen und Plätzen und sprachen zueinander.

„Ist das noch ein Leben“, sagten die Bauern, die auf den Markt gekommen waren, um ihre Waren zu verkaufen. „Unsere Körbe sind noch so voll wie in der Frühe. Kein Mensch hat Geld, um uns unsere Ware abzukaufen. Von wo sollen wir unsere Rinsen zahlen? Die Büttel werden uns von Haus und Hof verjagen, wie schon so viele vor uns.“

„Von was sollen wir eure Waren kaufen?“ fragten die Leute aus der Stadt. „Die Arbeit ist im Werte gesunken. Unsere Löhne werden immer tiefer herabgedrückt. Tausende unter uns leiden bittere Not; denn ein großer Teil der Geschäfte steht schon still. Bald werden noch mehr stille liegen; denn wo das arbeitende

Volk kein Geld zum Kaufen hat, muß alles zugrunde gehen.“

„Es muß nicht so sein!“ sagten andere. „Wir sind im Grunde genommen ein reiches Volk, doch unser Geld wandert ins Ausland und geht uns so für immer verloren. Würde man es im Lande lassen, so könnte man anständige Löhne zahlen, die Rinsen könnten gesenkt werden, alle hätten wieder Arbeit und Brot, das Land würde wieder aufblühen.“

Alles bedachte das Volk, und sein Jorn wuchs mit jeder Stunde mehr, denn es liebte die Heimat. Dann beschloffen sie, daß die Ältesten hinaufgehen sollten zur Burg und den Herren dort die Wünsche des Volkes zu unterbreiten.

So machten sich die Ältesten auf den Weg. Die Herren erschrafen, als sie von den Forderungen des arbeitenden Volkes hörten: Arbeit und Brot für alle, Schutz der Bauern. Anwendung der reichen Geldmittel im eigenen Lande. Dann aber spotteten sie: „Phantasten seid ihr. Was ihr fordert, das würde das Land ruinieren.“ Unter dem Lande verstanden sie aber seit langem nur den eigenen Geldsack. Einer sagte: „Wer verlangt von euren Arbeitern, daß sie zu Hungerlöhnen werken? Sie können es ja sein lassen!“ Ein anderer: „Es ist ein alter Grundsatz: Hilf dir selbst, so hilfst du Gott!“ — Als die Ältesten fort waren, beschloffen die Herren, der Initiative des Volkes entgegenzuarbeiten.

Doch als die Ältesten dem Volke diese Antwort brachten, ging ein Schrei der Empörung durch das ganze Land. Die Glocke auf der Höhe des Berges begann über das Tal hinzudonnern, entfachte den alten Freiheitsgeist in den Herzen der Männer, daß sie zum Verge zogen und die Zwingherren verjagten.

Jetzt gingen sie daran, in planmäßiger Arbeit aufzubauen, was Habgier und Egoismus zerstört hatten. Es waren noch harte Jahre zu bestehen, doch den vereinten Kräften gelang es, alle Widerstände zu überwinden, und das Land blühte auf wie nie zuvor.

Die Glocke war am Tage der Empörung zerbrochen, doch alle Bürger des freien Staates hörten sie in ihren Seelen klingen, wenn dem Lande eine Gefahr drohte, und nie mehr gelang es einem Zwingherrn, das Volk um seine Freiheit zu strögen.

Diese solare Radioaktivität des menschlichen Körpers besitzt die Eigenschaft, die Mikroben zu sterilisieren und auch neues Leben zu wecken. Es gibt noch ein Geheimnis. Wie kann das Leben der Organe sich so lange erhalten? Die heutige Wissenschaft ist nicht in der Lage, auf diese Frage zu antworten. Man muß daher wohl angeben, daß die Geheimnisse des Lebens noch unversehrt erhalten sind und daß die Seele, im Vergleich zum Stoff, wunderbare Eigenschaften besitzt. Ganz gleich, wie lange der Körper „lebendig“ begraben bleibt, zu einer bestimmten Stunde, die von dem Fakir an dem Tage, an dem er das Bewußtsein verlor, genau festgesetzt wurde, nimmt die Seele erneut ihre Kompetenzen wieder auf. Intelligenz und die Macht des Unterbewußtseins treten in Erscheinung, während das Bewußtsein noch gänzlich ausgelöscht ist.

Mit diesem Lebendigbegrabenwerden wollen die Fakire sich von allen materiellen Dingen lösen, ohne zu sterben. Sie wollen vor allem

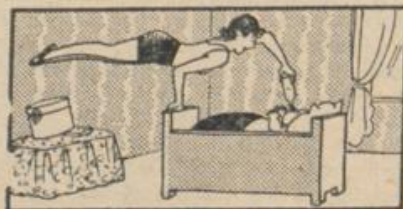
gewissermaßen eine Reise ins Jenseits unternehmen, in der Hoffnung, das Geheimnis des Todes zurückzubringen. Leider bleibt, genau wie beim Nachtwandler, der oft Dinge fertigbringt, die ihm im wachen Zustand niemals möglich wären, nichts in der Erinnerung zurück. Er hat gelebt, ohne es zu wissen. Ist das kein Grund zu der Annahme, daß die Toten, wenn sie einmal auf Erden zurückkämen, ebensowenig imstande wären, uns etwas von ihrer außerirdischen Reise zu berichten? Zeuge: St. Lazarus!

Wenn die Fakire auch nicht sterben, so magern sie bei ihren Experimenten doch sehr ab. Man kann sagen, daß acht Tage unter der Erde den Körper schon sehr altern läßt. Und wenn sie die Zustände oft wiederholen, so werden sie eines Tages nur zum Bewußtsein und zum Leben zurückkehren, um dann endgültig zu sterben. Die übertriebene erzwungene Ruhe verbraucht die menschlichen Organe mehr als ihre normale Tätigkeit.

Der neue Frauentypus:



beim Teppichklopfen



bei der Kinderpflege



bei der großen Wäsche

Energieleistungen werden gemessen

Nimmt man die Tagesleistung eines Maurers mit nur 1000 Steinen pro Tag an, so ergeben diese Steine, nebeneinandergelagt, 230 Meter Länge. Die Saison mit 250 vollbeschäftigten Tagen ergibt 62 Kilometer Jahresleistung. Diese Beschäftigung ergibt bei gleichbleibender Leistung eine gemauerte Fläche von 112.500 Quadratmeter, im Jahr 75.000 Quadratmeter und im Tag 30 Quadratmeter Fläche.

Ein Schneider, der in einer Woche 1800 Meter Hestgarn und Zwirn verarbeitet, würde in einem Jahre 93.600 Meter und in 25 Jahren 2340 Kilometer Hestgarn und Zwirn verarbeitet haben. Der Berechnung dieser Ergebnisse liegen folgende Arbeitsleistungen zugrunde: für ein Jackett 223 Meter Hestgarn, Zwirn und Maschinenseide, für ein Paletot 266 Meter, für einen Ufster 398 Meter, für eine Hose 100 Meter, für eine Weste 70 Meter Hestgarn, Zwirn und Maschinenseide.

Ein Paketbriefträger, der täglich 306 Pakete austrägt, von denen jedes 5 Kilo wiegt, würde am Tage 1500 Kilo und im Jahr 450.000 Kilo befördert haben. Nach zwei Jahren Dienstzeit entspräche das Gewicht der beförderten Lasten 1250 Tonnen, die etwa 750 Güterwagen entsprächen.

Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt!

Besuch in den Slums

Eine Fürsorgerin des „London Care Committee“ schildert ihren Besuch im berühmtesten Elendsviertel von London, genannt „Slums“.

Es ist Nachmittag. Ich mache mich auf den Weg zu John Fisher. Er wohnt bei London Bridge, einem der furchtbarsten „Slums“ von London. Es hat am Tage vorher geregnet, und ich versinke in dem Schlamm, der die Straßen bedeckt — sie sehen aus, als ob sie nie gereinigt würden — und sich aus Kot und Abfällen aller Art zusammensetzt. Rechts und links sind hohe Hinshäuser. Vielleicht sind sie nicht einmal so hoch, aber wenn man an ihnen hinaussieht, sehen sie aus, als würden sie nie ein Ende nehmen. Sie sind wie dunkle, bössartige Gespenster, man hat Angst vor ihnen, aber vor allem sind es die lichtlosen Fenster, die mir die ärgste Furcht einflößen. Selbst am hellen Mittag herrscht hier Dämmerung. Es fällt einem schwer, sich vorzustellen, daß in dieser Gegend auch Sonne sein kann. Hier ist nichts als Ruß von den naheliegenden Fabriken und den Hägen, die fast ununterbrochen vorbeifahren und deren Lärm an den Nerven reißt.

Endlich bin ich vor dem „Haus“ des Mr. Fisher. Ein kleiner Bub steht davor, nennt sich auf meine Frage Jimmy Fisher und wird gesprächig, als ich ihm sage, ich sei gekommen, um seine Mutter zu besuchen. Dann führt er mich hinein.

Drinnen ist es so finster, daß ich mich anstrengen muß, irgend etwas zu sehen. Aber Jimmy kennt sich aus. Ich folge ihm und kann kaum Luft schöpfen — der Geruch benimmt einem den Atem. Die Treppe scheint endlos. In kalten, finsternen Gängen stehen unwahrscheinlich schmutzige, zum größten Teil rachsüchtige Kinder herum und starren mich an. Jimmy gibt mir die Hand und endlich öffnet er eine der vielen Türen, hinter denen man Lärm und Kindergeschrei hört. „Komm herein,“ sagte er.

Das Zimmer ist ziemlich groß und hat zwei Fenster, durch die aber fast kein Licht kommt, weil die zerbrochenen Scheiben zum größten Teil durch Fäden ersetzt sind. In der Mitte stehen ein Tisch und drei Stühle, rechts in der Ecke ein ziemlich breites Bett, auf dem Boden davor liegen einige zerrissene Decken, Kleider, Wäschestücke, die offenbar die Schlafgelegenheit für einen Teil der Familie darstellen. Dann ist noch ein Kasten da, eine Komode, ein Herd, das ist alles. Ueber dem Bett hängt ein Kreuzifix.

Außerdem befinden sich noch Mitres und Mr. Fisher, dessen Vater und vier Kinder in dem Raum. Mr. Fisher sitzt auf einem der Stühle und scheint mich überhaupt nicht zu bemerken. Er hält den Kopf in die Hände gestützt und stiert ausdruckslos vor sich hin. Auf dem Bett hockt ein neunjähriger Bub mit einem Tuch um den Kopf, Leslie, wegen dem ich gekommen bin. Er hat einen glasigen Ausdruck in den Augen und lallt unarskulierter Laute vor sich hin. Dann ist noch ein ungefähr vierzehnjähriges Mädchen da, die Älteste. Sie ist sehr mager, und ein strenger Zug verhäklicht ihr altes Gesicht. Beim Fensterrahmen sitzt ein Greis, Mr. Fishers Vater. Er ist ganz klein und zerdrückt, außerdem ist er blind.

Mrs. Fisher tritt auf mich zu; an den Händen hält sie je einen Bub, beide im Alter von drei bis vier Jahren. Sie ist groß und sehr knochig, ihre Gestalt scheint ausgeleert, blutlos. Das Gesicht muß früher schön gewesen sein, besonders die Augen strahlen noch und

haben lange, dicke Wimpern. Um den schmalen Mund liegt ein Zug von Härte, der durch zwei tiefe Falten noch verstärkt wird. Wenn Mrs. Fisher spricht, scheint sie die dünnen bläulichen Rippen kaum zu bewegen. Das Haar ist grau, unordentlich nach rückwärts gekämmt und schlecht geschnitten. Sie mustert mich mißtrauisch von oben bis unten, dann fragt sie unfreundlich: „Was wünschen Sie?“ Ich überlege, was ich sagen soll, und antworte schließlich mit einem Blick auf Leslie, ich sei gekommen, mich nach seinem Befinden zu erkundigen, ich hätte gehört, er sei krank. Mrs. Fisher entgegnete kurz: „Er ist vollkommen in Ordnung.“ Ich frage, was eigentlich mit Leslie los ist. Mrs. Fisher antwortet unwillig: „Ach, er hat Zahnschmerz.“

Jimmy, der die ganze Zeit neben mir gestanden ist, ruft auf: „Leslie, komm her, die Frau will dich sehen.“ Das Kind hebt einen Augenblick hörschend den Kopf, läßt ihn aber gleich wieder sinken. Mrs. Fisher wird ärgerlich: „Komm her, Leslie!“ Leslie bleibt ruhig hocken, er macht den Eindruck, als wäre er taub. Das vierzehnjährige Mädchen, sie heißt June, mischt sich ein: „Laß ihn in Ruhe, Mamma, er ist betrunken.“ Ich erschreke: „Betrunken?“ Mrs. Fisher nickt wie zu etwas Selbstverständlichem: „Ja, wir haben kein Geld für den Zahnarzt, so geben wir ihm Brandt. Das ist ganz recht, er hat dann gar keine Schmerzen mehr.“ Ich mache ein paar Schritte auf das Kind zu: „Leslie!“ Er rührt sich nicht. Dann öffne ich ihm den Mund. Die rechte Seite ist so verschollen, daß man fast überhaupt nichts sieht, außerdem ist das Zahnfleisch vollkommen vereitert.

Während ich langsam den Tee trinke, den sie mir aufgedrängt hat, erzählt mir Mrs. Fisher aus ihrem Leben, das wie ein Roman klingt: Sie brennt mit sechzehn Jahren, von irgend jemand verführt, von daheim durch. Dann wird sie Tanzgirl und, um ihre Ersparnisse gebracht, heiratet sie schließlich aus Verzweiflung den Arbeitslosen John Fisher. Es

Heiteres

Kompliment. „Finden Sie nicht, daß mir mein jüngster Sohn sehr ähnlich sieht?“ — „O ja — aber bei einem Jungen schadet das nicht.“

Auf dem Hundsbüro. „Ich habe meine Legitimation verloren. Sie lautet auf den Namen Peter Müller!“ — „Die ist gefunden worden! Können Sie sich legitimieren?“

Junge Ehe. „Kate mal, Ernst, was es heute mittag zu essen gibt!“ — „Liebste, laß mich erst versuchen, dann werde ich dir sagen, ob ich es raten kann!“

Auf dem Ball. Junger Mann: „Sie sind zu müde zum Tanzen, mein Fräulein? Wollen wir denn lieber ein wenig plaudern?“ — „Ach nein, so müde bin ich nicht.“

Die Ungläubige. Er: „Jonas kann sich gratulieren, daß er nicht mit dir verheiratet war.“ — Sie: „Wie so?“ — Er: „Du hättest ihn nie und nimmer geglaubt, daß er drei Tage und drei Nächte nicht nach Hause kam, weil ihn ein Walfisch verschluckt hatte.“

Gespräch. „Ach, Frau Müller, keine Schmerzen der Welt sind mit Zahnschmerzen zu vergleichen!“ — „So, dann haben Sie wohl noch keine Kinder bekommen, Herr Schulze!“

scheint ihr selbst unklar zu sein, wie sie bisher gelebt hat, ebenso, wie es ihr unklar ist, wie sie weiter leben wird. Ihr Mann war, bis auf wenige Wochen, die ganzen fünfzehn Jahre ihrer Ehe arbeitslos. Er bezieht zwar Unterstützung, aber die reicht natürlich kaum für das Allernotwendigste.

Einen Augenblick lang schweigen wir alle. Die Frau hat das Ganze mit müder, monotoner Stimme erzählt, es klingt, als hätte sie alles schon hundertmal gesagt. Um über die Verlegenheitspause hinwegzukommen, bietet ich Mister Fisher, der aussieht, als hätte er überhaupt nichts gehört, eine Zigarette an. Er blickt erstaunt auf, als bemerke er mich erst jetzt, dann nimmt er sich eine und murmelnd undeutlich: „Danke Fräulein!“ Ich will ihm Feuer geben, aber er wehrt ab; er hebt sie sich auf. Dann sinkt er wieder in seine frühere Teilnahmslosigkeit zurück. Ich verabsiehe mich von Mrs. Fisher. Sie sagte: „Es war nett von Ihnen, daß Sie zu uns gekommen sind, aber es hilft nichts. Ich versuche, noch einmal auf Leslie zurückzukommen, aber sie schüttelt abweisend den Kopf. Dann befiehlt sie June, mich herunterzubringen.“



Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 33, Post Modlan bei Teplice-Schnau.

SCHACHAUFGABE Nr. 253.

Von F. Novejarkue, Barcelona.

Schwarz: Kd4, Td5, e5, La4, Sa1, Bc4, c5. (7)



WeiB: Kh1, Dh8, Te3, e7, Lg1, Sa3, Bb2, e4. (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 250: Ld5—e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Anton, Schöbbritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebler Emil, Tetschen; Hahl Erwin, Chimlak Teodor, Lohmüller Hans, sämtlich Nestersitz; Tepper Franz, Karlsbad; Brodkorb Josef, Jägerndorf; Eichler Emil u. Jakl Anton, Teplice; Triltsch Gustav, Wlatschan; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwlitkau; Ulbert Rudolf, Proseditz; Hyna Josef, Hostomitz.

Aus den Sektionen.

Am Sonntag, dem 22. September, wurde in Rosowitz das Retourspiel Rosowitz gegen Nestersitz ausgetragen. Es gelang den Heimlichen, sich für die in Nestersitz erhaltene Niederlage zu revanchieren. Die Nestersitzer Genossen, welche 11 Mann stark angetreten waren, mußten sich nach schönem Spiel mit 4:7 Punkten als geschlagen bekennen. Das Ergebnis beweist, daß auch Rosowitz zu kämpfen versteht.

Eine kombinierte Wlatschaner Mannschaft spielte gegen die neugegründete „Schachcke“ Neu-Modlan und spielte an 5 Brettern mit 2½:2½ Punkten. Leider sind infolge schlechter Witterung nur 5 Genossen aus Wlatschan erschienen.